

Unverkäufliche Leseprobe



Sabine Appel
Madame de Staël
Kaiserin des Geistes
Eine Biographie

368 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-406-61729-4

Land der Dichter und Denker

Eine Französin in Deutschland

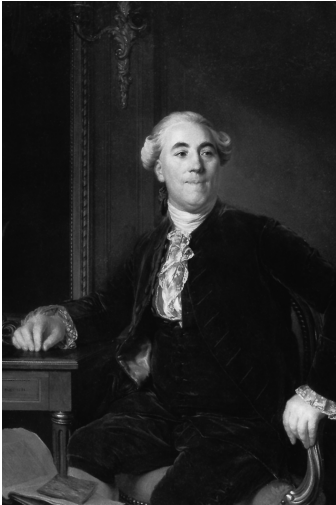
»Die Rheingrenze ist feierlich; indem man sie überschreitet, fürchtet man das schreckliche Wort zu hören: Jetzt bist du außerhalb Frankreichs.« Es war ein nasskalter Novembertag des Jahres 1803. Mit Skepsis und Unbehagen, fröstelnd im diesigen Nebel, blickte Germaine de Staël von französischem Boden aus auf die andere Rheinseite, von der sie noch immer nicht wusste, ob sie ihr Ziel war. Von Paris kommend, hatte sie zwölf Tage in Metz verbracht, unschlüssig, ob sie die Weiterfahrt nach Deutschland tatsächlich antreten sollte. Madame reiste unter besonderen Umständen und nicht so ganz freiwillig. Der heimische Herrscher, Frankreichs Erster Konsul Napoleon Bonaparte, hatte sie auf vierzig Meilen aus Paris verbannt, was einer Verbannung aus dem ganzen Lande gleichkam. Es war ein empfindlicher Schlag für Madame de Staël, was der Machthaber wusste. Paris war ihr Lebensnerv und nach ihrem Empfinden der Nabel der Welt. Im Falle des Heimatverlusts, so die Reisende, habe die Existenz ihre Wurzel verloren – und wo konnte Heimat sein als in Paris?! Am Ufer des Rheins trat ihr eventuell erstmals die Situation des Exils bildhaft vor Augen. Auch die Jahreszeit vermittelte nicht gerade die gefälligsten Reiseindrücke. Bilder von Trauer und Schwermut, die winterliche Flusslandschaften auslösen, legten sich Germaine aufs Gemüt.

Anne Louise Germaine de Staël war 37 Jahre alt. Sie reiste mit einer Hand voll Bediensteter, mit zwei ihrer drei Kinder und mit dem Freund und Geliebten Benjamin Constant. Das Leben der Pariser Intellektuellen und einflussreichen Salondame war untriebzig, gesellschaftszentriert, dicht am Siedepunkt, und es vertrug sich noch schlecht mit der behäbigen Ruhe, die das Land auf der anderen Rheinseite ankündigte. Madame kannte Deutschland aus Büchern. Sie selbst hatte es in ihrem vorletzten Buch quasi als Trägerland nordischen Dichtens und Denkens klassifiziert. Man neigte

hier sehr zu stiller Versenkung, Träumerei, Denktiefe und Melancholie. Zu wünschen übrig ließ leider der gute Geschmack. In Metz hatte Madame zwölf Tage lang mit Villers über diese Dinge debattiert. Charles de Villers, ein in Deutschland lebender Franzose und begeisterter Germanophile, hatte ihr vor einiger Zeit folgenden Standpunkt verkündet: »Erlauben Sie mir, Ihnen ganz leise zu sagen, daß die Gebildeten in Deutschland über das, was man in Frankreich Geschmack nennt, erhaben sind. Diese altersschwache Gottheit unserer Boudoirs mit ihrer Fistelstimme, ihren Reifröcken und ihrer Perücke à la Ludwig der Vierzehnte ist nicht dazu geschaffen, auf dem malerischen Parnaß Germaniens Platz zu nehmen. Ein Fußtritt der teutonischen Muse hat sie längst auf den Mist befördert. Diese hält eine Leier aus Eichenholz in der Hand, ihr blondes, mit Misteln bekränzt Haar ist zum Zopf geflochten, ihr Kleid ist ein schlichtes ätherisches Gewand. Wenn ihr irgendein Gott des Geschmacks auf ihrem Fluge und ihren Wegen folgt, so ist es doch keiner mit Seidenstrümpfen und Schnallenschuhen.« Gut und schön, meinte Madame de Staël: neue Gedanken und tiefe Gefühle. Aber: »Was ich in diesem Lande vermisse, ist, daß die Ideen auf die Institutionen Einfluß nehmen können und das Nachdenken zu positiven Resultaten führt.« Konnte es möglich sein, dass der Freiheitskampf der Franzosen in Deutschlands verschlafenen Kleinstaaten, in der Provinz all dieser Dichter und Denker, kaum registriert worden war? Die Reisende wollte dem nachgehen. Vielleicht gab es im Freiheitskampf auch einen anderen Weg, der über die Denktiefe führte, über die Innerlichkeit.

Familienvergangenheit

Der Bankier und die Schönegeistige



JACQUES NECKER

»Monsieur Necker liebt die Tugend, wie ein Mann seine Frau liebt, und den Ruhm, wie er seine Mätresse liebt.« Madame de Marchais

SUZANNE NECKER

»Als Gott Madame Necker fertig geschaffen hatte, versteifte er sie noch innen und außen mit Stärke.« Eine Zeitgenossin

Als Jacques Necker und Suzanne Curchod (er 32, sie 27) sich 1764 zur Ehe entschlossen, waren beide nach Auffassung der Zeit schon in mittleren Jahren und dem gängigen Heiratsalter bereits entronnen. Die Hochzeit fand in Paris statt, doch beide Ehepartner stammten aus der französischen Schweiz, dem Waadtland am Genfer See, einer lieblichen Gegend, in der die Aristokratie und das reiche Bürgertum sich in sommerlichen Erholungsaufenthalten ergingen. Jacques Necker und Suzanne Curchod waren beide über mehrere Generationen die Abkömmlinge protestantischer Pfarrersfamilien. Das protestantische Element überwog in der Region, besonders in Genf, der ehemaligen Wirkungsstätte des Reformators Calvin. Mehr als 60000 reformierte Hugenotten hatte das Land nach der Aufhebung des Edikts von Nantes 1685 aufgenommen, darunter viele Vertreter des Uhrmacher- und Färberhandwerks sowie der Bereiche Handel und Bankwesen, was gerade dem westlichen Zipfel der Schweiz, sprachlich und kulturell von Frankreich beeinflusst, bedeutende wirtschaftliche Impulse verlieh. Ideen von Wirtschaftsliberalismus und vom Aufstieg der bürgerlichen Klasse konnten hier gut gedeihen – und Germaines Vater Jacques Necker, dessen Laufbahn vom Banklehrling in Genf über einen der reichsten Bankiers von Europa bis hin zum Pariser Staatsmann reicht, ist ein spektakuläres Beispiel dafür.

Seine Vorfahren waren brandenburgische und pommersche Pastoren. Jacques Vater Karl Friedrich Necker kam als Erzieher und Reisebegleiter des jungen Grafen Bernstorff, Sohn des Kabinettschefs des Kurfürsten von Hannover, unter anderem auch nach Genf, wo er sich niederließ. Da der Hannoversche Kurfürst später als Georg I. den englischen Thron bestieg, erhielt Karl Friedrich Necker (der sich bald »Charles Frédéric« nannte) monarchische Protektion auf direktem Wege und übernahm mit einem Jahres-

gehalt von 200 Pfund die Leitung eines Pensionats für junge Engländer in Genf. Später bekam er einen Lehrstuhl für öffentliches Recht an der Genfer Akademie und heiratete zu guter Letzt noch in die obersten Kreise der Stadt ein, als er Jeanne Gautier, die Tochter des Ersten Syndikus der Republik, ehelichte und damit auch die begehrten Genfer Bürgerrechte erwarb.

Den beiden Söhnen Louis und Jacques stand nun nichts mehr im Wege. Louis, der ältere, durchlief eine illustre Laufbahn mit Höhen und Tiefen: Mathematik-Professur und eine einflussreiche, vermögende Heirat, der Verlust beider Errungenschaften, ein Eifersuchtsdrama mit weitreichenden Folgen, der Weggang aus Genf und die Rückkehr, beides aufsehenerregend und in ehrenvoll erworbenem Reichtum endend. Sein Bruder Jacques wirkte daneben wie die schlichte und biedere, fleißige und dabei unpräventöse Variante dieser noch frischen Genfer Familienabkunft. Ihm stand nicht der Sinn nach höheren akademischen Weihen und auch nicht nach glanzvollen Nahzielen. Mit fünfzehn Jahren verließ er die Schule und trat als Kommis in das Genfer Bankhaus Isaac Vernets ein. Dort arbeitete er solide und pflichterfüllt. Sein bescheidener Fleiß, mit dem wohl von Anfang an eine besondere Faszination, ein Händchen fürs Bankgeschäft, für Kredite und Wertpapiere einhergehend, zahlte sich aus, und der junge Jacques Necker wurde nach zwei Jahren Banklehre in die Pariser Filiale des Hauses versetzt. Noch über die kommenden Jahre zog sich sein unermüdlicher Arbeitseifer ganz unauffällig dahin. Im Stillen indes hatte Jacques längst all seine erworbenen Kenntnisse verinnerlicht, die er später auf dem Finanzmarkt im großen Stil einsetzen sollte. Noch in Genf schrieb der jugendliche Kommis einem Freund, er besitze ein kleines Kapital von 100 Livres (ein Sechstel seines bescheidenen Jahresgehalts) und wolle sich mit diesem gerne an einem Geschäft beteiligen – womit er den Freund um einen aktuellen Kurszettel bat.

1756 verwandelte Isaac Vernet seine Bank in eine Kommanditgesellschaft und machte den begabten und umsichtigen Necker, nicht seinen verschwenderischen Neffen zum Teilhaber. Die Geschäfte, die Necker in der Folge auf dem Überseemarkt, im Getreidehandel, mit Frachtschiffen und Wertpapieren tätigte, liefen teils über die Bank, teils auch unabhängig davon. Seine erste Million

machte er bei einem gewagten Spekulationsgeschäft mit französischen Effekten in Kanada. Einigen Quellen zufolge soll es dabei vonseiten Neckers auch nicht ganz redlich zugegangen sein. Es wurde behauptet, er habe seine Informanten mit einem Bluff ausgetrickst und ihnen die versprochene Beteiligung an dem millionenschweren Gewinn vorenthalten. Da er nun aber einmal im Besitz eines nicht unbeträchtlichen Grundkapitals war, konnte er dieses auch weiterhin einschließen und sein Vermögen recht mühelos multiplizieren.

Die Zeit bot Privatfinanziers ganz gewaltige Chancen. Ein derart marodes System wie der französische Staatshaushalt in der Endphase der absolutistischen Monarchie war auf private Kreditgeber angewiesen, und je maroder dieser öffentliche Haushalt durch gesellschaftliche und volkswirtschaftliche Diskrepanzen, die Verschwendungssucht des Hofes und der Aristokratie insgesamt sowie durch eine korrupte Verwaltung wurde, umso größer wurden die Gewinnmöglichkeiten privater Bank- und Handelshäuser, die meist aus dem protestantischen Norden, vor allem Holland, Flandern oder eben der Handels- und Bankenstadt Genf kamen. Ein mittelalterliches Vorurteil hielt nämlich das katholische Frankreich noch lange Zeit davon ab, Geld als Ware zu betrachten und dafür Zinsen zu verlangen, und so besaß Frankreich zunächst kein eigenes funktionierendes Banksystem. Es bildete sich erst später allmählich heraus und bestand vorläufig weitgehend aus den Pariser Filialen der ausländischen protestantischen Häuser.

1750 war der siebenzehnjährige Jacques Necker als kleiner, aber vielversprechender Angestellter von Vernets Bank in die französische Hauptstadt gekommen. Fünfzehn Jahre später – Vernet hatte sich, altersbedingt, inzwischen aus dem Geschäft zurückgezogen – wurde er zum alleinigen Direktor der Bank, während Vernets Neffe die Londoner Filiale übernahm. Necker war 32. Bei all seinem Vermögen – ein Mann von Welt war er nicht. So sehr ihn seine Tochter Germaine auch später zum Idol verklärte (und zu einem Idol gehört selbstredend Weltläufigkeit): Jacques Necker war eine biedere, wenn nicht gar trockene Erscheinung, die mehr vom Stubengeruch schlecht gelüfteter Comptoirs geprägt war als vom Gesellschaftsparkett der Metropole Paris. Dass er sich eben nicht als

junger Mann, so wie andere, von den verführerischen Zerstreungen dieser Metropole hatte einnehmen lassen, sondern unaufhaltsam und zäh an seinem Aufstieg gearbeitet hatte, war schließlich ein wesentlicher Grund für seinen spektakulären Erfolg.

Als Necker Suzanne Curchod traf, hatte er wohl noch nicht allzu viele Erfahrungen darin, auf Freiersfüßen zu wandeln. Er hatte bisher auch schlicht keine Zeit dazu gehabt. Schwerfällig war er und schweigsam – im Grunde das Gegenteil dessen, was man in dieser Zeit der überfeinerten Salonkultur, im französischen Rokoko, von einem sprühenden Geist der Gesellschaft erwartete. Germaine, die in diese Sphäre der raffinierten, bravourösen Konversation hineinwuchs und eine unübertreffliche Kunstfertigkeit darin entwickeln sollte, hatte früh den eigenwillig unkonventionellen Gegenpol zu diesen Geschmackszwängen in Gestalt ihres Vaters vor Augen. Schon damals begann man, der Überzüchtungen überdrüssig, nach neuen Mustern zu suchen, zunächst bei den zur Skurrilität neigenden Engländern und später bei den tiefsinnigen Deutschen. Wenn also der Hausherr im Salon seiner Frau, in dem es namentlich darum ging, dass er gesellschaftlich vorgeführt wurde, sich nicht weiter an den bravourösen Gesprächen beteiligte, sondern nur nachdenklich durchs Zimmer lief, am Daumen lutschend, nur hier und da einen Kommentar abgebend, dann hielt man sein Schweigen für besonderen Tiefsinn und ließ ihn gewähren.

Die Porträts zeigen Jacques Necker ausnahmslos in der Aufmachung der höfischen Zeit: Zopfperücke, Rüschenhemd und eine samtene Weste. Als die gepuderten Perücken längst abgelegt waren, trug Necker noch immer eine enorm aufgetürmte Frisur, die auf seine Umgebung grotesk wirkte. Er war groß und kräftig, besaß starke Augenbrauen und die Neigung zum Doppelkinn; das Gesicht wirkt leicht aufgedunsen. Auf einem Gemälde von Duplessis, das auf dem Höhepunkt seiner politischen Karriere entstand, hat Necker in Mimik und Gestik schon den Habitus eines Staatsmannes: Eine freie Körperhaltung, die Umgebung durchmessend, ein überheblicher Blick und ein zynischer Zug um die Mundwinkel offenbaren sich dem Betrachter. Seine schweigsame, aber von stillem Ehrgeiz getriebene Natur hatte sich ihren Platz in der Welt schon erobert.

Suzanne Curchod, die spätere Madame Necker, war eine Pfarrerstochter aus einem Dorf am Fuße des Jura, zwischen Genf und Lausanne. In ihrer Art und Erscheinung war sie von Beginn an nichts weniger als das. Zwar von Hause aus arm, wuchs sie doch in dem Bewusstsein auf, für Höheres geboren zu sein, und ihr Vater, der Dorfpfarrer und Abkömmling französischer Hugenotten, trug mit einer exzellenten Erziehung seiner Tochter nicht wenig zu dieser Auffassung bei. Suzanne erhielt Unterricht in den alten Sprachen Griechisch und Latein, die sie bereits als junges Mädchen fließend beherrschte, in Mathematik und Naturwissenschaften, Malen, Geige und Cembalo. Da sie zudem eine außerordentliche Schönheit war, lenkte Suzanne ihr Augenmerk früh aus dem Jura-Dorf hinaus in die größere Welt, die in diesem Fall eben Lausanne war, das Nächstgelegene, aber doch eine Stadt mit gesellschaftlichen und kulturellen Anziehungspunkten. Die jungen Leute hatten sich hier zu geselligen Zirkeln zusammengefunden, die poetische Namen trugen, sich mit Dichtung, galantem Geplänkel und dem einen oder anderen gesellschaftsrelevanten Thema beschäftigten.

Schon früh war Suzanne für emotionale Konflikte empfänglich. Als kapriziös wird sie beschrieben, als faszinierend in Erscheinung und Auftreten, doch auch ihre zahlreichen Verehrer können den Zug von Steifheit und Künstlichkeit nicht verleugnen, der Suzanne anhaftete. Die calvinistische Strenge ihres Elternhauses und die sublimen Höhen der schöngeistigen Kreise, die auch die ein wenig frivole Galanterie des Hofes in bescheidenem Maße nachahmten, Widersprüche zwischen Anspruch und Wirklichkeit – »la belle Curchod«, wie sie genannt wurde, schaffte da keine gesunde Synthese. Auch Suzanne wurde, als Madame Necker, in späteren Jahren, von Duplessis porträtiert: reinstes Rokoko, in weiß-silberner Gaze, Rüschen und Puderperücke, sehr schlank, edle Züge, feingliedrig, zurückgenommen, in geradezu aristokratischer Haltung. Germaine de Staël, die nichts von der Schönheit und Eleganz ihrer Mutter geerbt hatte, dafür aber – gleichsam im Gegenentwurf – dieser strengen Form ein unbekümmertes Maß an Natürlichkeit und gesunder Vitalkraft entgegensetzte, ist gewissermaßen das rebellische Produkt dieser komplizierten und von Prätentionen versteiften Grande Dame auf zunächst deutlich zu kleinem Parkett.

Eine unglückliche Liebesgeschichte brachte Suzanne um das zwanzigste Jahr und lange darüber hinaus in eine nachhaltige Krise. Ihr Erwählter war der junge Engländer Edward Gibbon, der auf einer Continental Tour in Lausanne stecken geblieben war und Suzanne, der Kühlen und Schönen, erfolgreich den Hof machte. Der spätere Verfasser des voluminösen Werks AUFSTIEG UND FALL DES RÖMISCHEN REICHES war bemerkenswert geistreich und bemerkenswert hässlich – ein Umstand, von dem selbst geschönte Porträts einen hinreichenden Eindruck vermitteln. Er war wohl zu dieser Zeit noch nicht ganz so fett wie in späteren Jahren, als er nach einem Kniefall vor einer angebeteten Dame nicht mehr aufstehen konnte, worauf ihm ein Diener zu Hilfe kam. Doch die Grundproportionen – ein aufgeschwemmter, fülliger Leib auf kurzen, dünnen Beinen, ein viel zu großer Kopf, Hamsterbacken, das Gesicht ebenfalls aufgeschwemmt – waren bei dem jungen Mann, den Suzanne 1757 in Lausanne kennen lernte, bereits vorhanden. Als leicht verschrobener Engländer war er zudem geradezu ein Modephänomen der literarischen Gesellschaft des Kontinents, und so verkörperte er möglicherweise für die gebildete Suzanne mehr eine ästhetische Größe als irgendetwas anderes sonst. Ihre Umgebung konnte weder ihre Wahl nachvollziehen noch die Dimensionen des Dramas ermessen, das sich in den folgenden Jahren zwischen den beiden abspielte. Gibbon warb zwar um Suzanne, war aber unentschieden und ließ sich bereits nach dem ersten ablehnenden Veto seines Vaters in England, der gegen eine Heirat seines Sohnes mit einer Ausländerin, zudem einem mittellosen Schweizer Pfarrersmädchen war, unwiderruflich entmutigen. Lange ließ Gibbon Suzanne über alles im Unklaren, bis er schließlich in melodramatischen Worten die Szenen und Stimmungen schilderte, die ihn zum Schreiben des Briefes mit fraglichem Inhalt bewogen: »Ich nehme die Feder zur Hand, ich lege sie wieder hin, ich nehme sie wieder auf. Sie merken schon, was ich zu sagen im Begriff bin. Ersparen Sie mir den Rest.« Rückblickend heißt es dann: »Ich setzfte als Liebender, ich gehorchte als Sohn.« Suzanne war untröstlich. Der empfindliche Schlag eines so leicht zu entmutigenden Geliebten, der noch nicht einmal den Versuch machte, um sie zu kämpfen, vermischte sich mit sozialen Ressentiments, denn zum ersten

Mal wurde ihr wohl auch der Makel ihrer bescheidenen Herkunft bewusst, trotz ihrer herausragenden Anlagen, die darüber hinwegtäuschen konnten. Als schließlich ihr Vater starb und der Familie nichts hinterließ, zog sie mit ihrer Mutter nach Genf und verdingte sich als Privatlehrerin, um den Lebensunterhalt für sich und ihre Mutter zu verdienen. Gibbon war mittlerweile nach England zurückgekehrt, kam Jahre später aber wieder zurück, und das Desaster ging damit von vorne los. Suzanne, die durch ihr Liebesleid wohl den letzten Rest natürlicher Spontaneität einbüßte, stürzte sich in der Zeit mehr denn je ins gesellige Treiben der Gegend und spielte weiterhin mit Bravour, filigran und sehr keusch die Rolle der umworbenen Dame, was Gibbon ihr vorwarf und – nicht ganz zu Unrecht – für Verstellungskunst hielt, eine höchst abscheuliche jedoch, wie er meinte, die ihm, wie so vieles andere auch in seiner »absonderlichen Affäre«, die Augen über den Charakter der Frauen geöffnet habe. Die Sache war gründlich verkorkst, auch ohne den englischen Vater, der die Verbindung missbilligte. Suzannes Verhärtungen, die sie später so unnahbar machten, ihre übermäßige Betonung der äußeren Form und die beinahe calvinistische Zucht im Innern trotz weltlichen Flitters um sie herum, haben so einige Ursachen; die achtjährige Affäre Gibbon ist eine davon.

Suzannes Erziehungsleistungen bei wohlhabenden Familien hatten sich inzwischen herumgesprochen, und so verschaffte ihr ihr Freund Moulou, der Geistliche, der sie schon bei Rousseau und bei Voltaire in Fernay eingeführt hatte, eine interessante Beschäftigungsmöglichkeit, die sie aus ihren fatalen Genfer Verhältnissen herausriß und der Beginn eines neuen Lebensabschnitts war: Die schöne und reiche Witwe Germaine de Vermeux aus Paris (Suzannes Tochter sollte von ihr ihren Namen erhalten) war vorübergehend in Genf, um einen berühmten Modearzt zu konsultieren. Die Dame suchte eine geeignete Erzieherin für ihren achtjährigen Sohn, war von Suzanne überaus angetan und nahm diese mit nach Paris. Ein beträchtlicher Szenenwechsel. Die arme Pfarrerstochter, die schon lange mit der Bildungselite ihres Umfeldes und in adeliger Gesellschaft verkehrte, kam ins mondäne Paris – allerdings, wie sie empfindlich zu spüren bekam, in untergeordneter Stellung. Spannungen mit der Hausherrin blieben nicht aus. Suzanne war im

Hause der Vermenoux eine Angestellte, bei all ihren offenkundigen Gaben. Auch wirtschaftlich blieb sie auf erniedrigende Weise abhängig. Bereits in den ersten zwei Wochen ihres Paris-Aufenthalts hatte sie mehr als die Hälfte ihres Jahreseinkommens für Garderobe und Galanteriewaren ausgegeben, um auch nur einigermaßen mit der Pariser Eleganz, der sie verpflichtet war, mithalten zu können.

Jacques Necker tauchte eines Tages im Hause der Vermenoux auf, da er die Witwe in Geldangelegenheiten beriet. Es fiel ihm ein, um die schöne Dame zu werben, da eine adäquate Heirat eigentlich das Einzige war, was ihm auf seinem Erfolgsweg noch fehlte. Madame zollte dem versierten Bankier allen Respekt, doch als Kavaliere war er nicht unbedingt der Geeignete, um ihr Herz zu betören. Finanziell unabhängig war sie auch so, und die verwöhnte Frau sah sich kaum in der Notwendigkeit, eine Heirat um jeden Preis einzugehen. Sie fand Necker langweilig und ließ ihn das wohl auch spüren. Der aber fand sich immer öfter mit der Gesellschaftsdame und Erzieherin des Hauses, die ebenfalls seiner Genfer Heimat entstammte und ihrer Herrin in puncto Schönheit und Bildung nicht nachstand, in den Vorzimmern zu Madame de Vermenoux allein gelassen, und so entspannen sich zwischen ihnen die Bande.

Das gemeinsame Lebensprojekt, dem sich Suzanne Curchod und Jacques Necker auffällig schnell nach ihrer ersten Begegnung versprachen, kam einer raschen Eingebung gleich, die weder mit betörender Liebe noch mit dem Begriff einer Vernunftverbindung wirklich auf einen Nenner gebracht werden kann. Für die Ziele und Werte, die beide verfolgten, war die Verbindung das Optimum. Am 28. November 1764 wurde die Ehe geschlossen. Germaine de Vermenoux, die dann doch etwas verschnupft darüber war, auf einen Schlag einen Verehrer, einen Geldberater, eine Gesellschafterin und eine Gouvernante verloren zu haben, prophezeite den beiden, sie würden einander zu Tode langweilen, der farblose Bankier und die schöngeistige, unterkühlte Erzieherin. Man hatte Madame, um Komplikationen zu vermeiden, erst im Nachhinein von der Eheschließung unterrichtet. Sie war überraschend für alle möglichen Seiten.